„Zur goldenen Thräne."

(Eine Alt-Wiener-Geschichte.)

Nur ein einziges Wiener Haus hat so geheißen. In einer alten Chronik der „Bedeutsamen Geschehnisse, so sich zugetragen in der kais. Haubt- und Residentzstadt zu Wienn in Oestreich anno D. 1593," finden wir darüber: „Mart. 25. So der Palmsonntag war, trieb ein erschröckliches Gepolter die Menschen aus der Peterskirche, da man vermeinte, der höllische Steinregen habe die Stadt heimgesucht. Etzliche Personen verfielen in Verzuckungen, Gliederreißen und schröckhaftes Gesichterschneiden, als wie Teufelsfratzen, Andere wieder fielen in starre Krämpfe und standen mit aufgespannten Mäulern da. Es war das Haus im Paternostergäßl „zur goldenen Thräne" eingesunken und nur die Jungfer Magdalena Lingerin, so hohen Alters halber im Hause war, verschüttet und todtgeschlagen worden."

Seitdem sind ja in Wien bekanntlich schon genugsam Häuser eingestürzt und es sind wiederholt Menschen dabei zu Grunde gegangen. So wäre die Geschichte nicht so bedeutsam, wenn sich daran nicht eine Erzählung knüpfen würde, die nicht vergessen werden sollte.

Das Paternostergäss'l war ein finsteres, schmales Gäßchen, das sich am Graben parallel mit dem Jungferngäss'l hineinzog, und das zweite Haus rechts war die „goldene Thräne". Es war seit einem Jahrhundert in dem Besitze der Familie Wurmholzer und als eine Wurmholzerin den königlich böhmischen Rath Wenzel Euseb. Linger heirathete, ging es in dessen Eigenthum über. Magdalena Lingerin war die Tochter dieses Rathes, der früh verstarb und der Frau die Erziehung der einzigen Tochter überließ. Die Magdalena war schön.

Sie war groß, wie ihr gottseliger Vater, und stark, wie die Mutter. Pechschwarzes Haar umfloß das in die zarten Farben der Pfirsichblüthe getauchte Antlitz und die großen, lebhaften Augen erschienen bald blau wie ein lieblicher Alpensee, bald in grünlich-grauen Lichtern, wie die Oberfläche des wildbewegten Meeres. Purpurübergossen waren die vollen herrlich gezeichneten Lippen, von denen die untere leicht hervortrat, was dem Antlitz den Charakter des Stolzes und der Unnahbarkeit verlieh. Die Mutter betete ihr Kind an, und als Magdalena heranreifte, war sie es gewohnt, daß man ihr huldige. Ihr Ohr hatte sich an Lob und Schmeichelei gewöhnt und sie konnte nicht mehr unterscheiden zwischen aufrichtiger Anerkennung und fader Schönsagerei.

Und als dann die Jünglinge mit zierlichen Gewandern und feinem Galanterie-Degen an der Seite heranrückten und Kratzfüße machten und Werbungen vorbrachten, da begannen Mama und Tochter zu wählen und zu prüfen, und endlich kamen sie überein, daß es noch Zeit wäre. Die Magdalena ging zu den Jesuiten Am Hof in die Kirche und dort stand am Chore ein blasser Kapellensänger mit braunem, lockigem Haar und schaute auf das Mädchen voll Verzückung, das in andächtiges Gebet versunken auf den Knieen lag.

Er fühlte sich von geheimnißvoller Macht zu dem Mädchen hingezogen und eines Tages raste er nach dem Gottesdienste hinab über die Treppe und stellte sich bei dem Pfeilerthore hart an den Bognern auf, bis Magdalena kam.

„Jungfer! Ich bin Kapellensänger und frage, wann die Frau Mutter Namenstag hat, wir wollen ihr ein Ständchen bringen!"

Magdalena schaute auf den jungen Menschen, der die Augen niederschlug. „Es ist nicht schicksam, hier stehen zu bleiben. Komm Er zu mir in's Paternostergäss'l und da wollen wir reden!"

Wie glücklich war Willibald Kendler! Des anderen Tages schon war er bei seiner Angebeteten und machte ihr Vorschläge zur Ueberraschung für die Mama. Er legte ihr mit Absicht Unausführbares vor, um nur mit neuen Anträgen kommen zu können, und alsbals hatte es Magdalena heraus, daß der junge Mensch in sie verliebt sei. Nun sah sie ihn mit anderen Augen an. Sie prüfte ihn, sie erkundigte sich um seine Herkunft und erfuhr, daß er ein Bürgerssohn von der Brandstatt sei, reicher Leute Kind, der die Musik und den Gesang aus Leidenschaft betrieb und überdies das ehrsame Handwerk eines Schneiders gelernt habe.

Der Willibald gefiel ihr. Er war der einzige Mensch, der ihr auch manchesmal Unangenehmes sagte, der ihr hier und da zürnte. Aber aus seinen Vorwürfen, aus seinem Zorn sprach mehr Liebe, als aus den Complimenten all' der Lobhudler, die sie umschwärmten. Sie wurde dem jungen Menschen immer geeigneter und zugethaner und endlich fühlte sie, daß er ihr fehle, wenn er abwesend sei, daß sie mit Sehnsucht die Stunde erwarte, da er kommen werde, ihr Herz klopfte stärker und lauter, wenn man seinen Namen nannte, mit ihr war eine merkwürdige Veränderung vorgegangen—wie Frühlingsduft und Luft, wie Blumenpracht und Sonnenschein war es in ihr Herz gezogen! — — Die Liebe!

Und merkwürdig! Manchesmal, wenn er fort war, da drückte es sie auf der linken Seite der Brust, da schien es ihr, als fühle sie einen harten Gegenstand in der Nähe ihres Herzens, und es war ihr, als müßte sie weinen. Weinen? Thränen? — — Sie wußte nicht, was das ist! Sie hatte nie geweint, sie konnte sich nicht erinnern, daß eine Thräne jemals ihrem Auge entquollen sei. Und es muß ja so schön sein, weinen zu können! Wie glücklich sind die Menschen, denen ein gütiges Geschick zum Troste, zur Erleichterung Thränen verlieh! Wehe dem, der keine Thränen hat!

Magdalena wollte, aber sie konnte nicht weinen. Es wurde ihr in solchen trüben Stunden unendlich wehe um's Herz. Was hätte sie für eine einzige Thräne gegeben!

In athemloser Hast kam die Mutter hereingestürzt und verkündete ihr das große, große Glück. Der kaiserliche Rath und Mitglied des äußeren Rathes der Stadt Wien, der vornehme und edle Hieronymus Kunitzer war bei ihr soeben mit seinem einzigen Sohn Balthasar erschienen und hatte um die Hand Magdalena's geworben. Er verschrieb ihr sofort am Verlobungstag zwei Häuser unter den Naglern und setzte sie und den Sohn zu gleichen Theilen als Erben der beiden Häuser auf dem Kohlmarkt ein.

Magdalena stand wie versteinert da. Die Nachricht schien sie mehr zu erschüttern, als zu erfreuen, und der erste Gedanke, der in ihr aufstieg, war: „Was wird Willibald dazu sagen?"

Der bleiche Jüngling stand vor ihr mit vorwurfsvollem Blicke, aus den Mienen sprach unaussprechliche Wehmuth und wie glitzernde Perlen hingen an seinen langen, dunklen Wimpern Thränen.

Thränen! O, hätte sie doch nur in diesem Moment eine einzige Thräne gehabt, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen! Balthasar kam und Willibald ging. Er ging mit einem schweren Fluche auf den Lippen.

„Es wird ein Tag kommen, da Du es beklagen wirst, mich, den getreuen Geliebten, von Dir gestoßen zu haben, und Du wirst nicht aufhören, um mich zu weinen! Aber Deine Thränen werden vergebens fließen! Seufzer und Thränen öffnen die Gräber nicht und rufen die Todten nicht zurück!"

An dem Tage, da sich Magdalena Lingerin zur Verlobung schmückte, war auf dem Graben ein Werbezelt aufgeschlagen worden, um dem Kaiser Streiter gegen das türkische Heer zu verschaffen. Willibald that den Werbetrunt, und des Abends, als Magdalena mit ihrer Mutter unter Vorantritt zweier Laternträger nach dem Kohlmarkt ging, zog Willibald verzweifelt jauchzend die Straße gegen Ungarn nach der Schwechat ab. Balthasar war ein langweiliger Bursche und das hübsche Mädchen übte keinen Reiz auf ihn aus. Mit Schrecken erfuhr Magdalena, daß sie eigentlich die Aufgabe hätte, ihn zu bessern, daß er ein häufiger Gast in den Schänken am Spittelberg sei und des Vaters Geld mit leichten Dirnen verpasse.

Ein tiefer Ekel erfaßte sie, und da das Versprechen vor sich gehen sollte, faßte sie Muth und sprach ein entschiedenes „Nein!" Entsetzt erhoben sich die Gäste, nur Balthasar lachte und sagte: „Das Gänschen hätte mich auch nicht besser gemacht. Vater! Es ist klüger, daß es jetzt so gekommen ist!"

Es war eine furchtbare Nacht, die Magdalena durchzumachen hatte. Sie wälzte sich ruhelos auf ihrem Lager und die Sonne erhob sich schon langsam, als endlich die Müdigkeit ihr Schlaf verschaffte. Sie schlief, und da sie erwachte, war ihr Auge feucht—sie weinte, sie fühlte zum ersten Male Thränen an ihren Wimpern. Wie glücklich war sie, wie wohl, wie leicht war sie um's Herz. Sie hatte aufschreien mögen vor Freude.

Da kam eine Schreckenskunde nach Wien. Der Pascha von Raab hatte einen Ausfall aus der Festung gemacht und den Kaiserlichen eine schwere Niederlage bereitet. 300 Mann, zumeistens Wiener Angeworbene, waren todt, 600 Mann verwundet und gefangen. Unter Denen, die unter den Streichen der Janitscharen ihr Ende gefunden, war auch Willibald, der bleiche Kapellensänger von den Jesuiten Am Hof. Er war der Tapferste der Tapferen gewesen, und erst als er ein Dutzend der Feinde niedergemacht, starb er wie ein Held.

Magdalena verschloß sich in ihr Kämmerlein und weinte. Die Thränen thaten ihr wohl. Aber wie seltsam! Sie hörte nicht auf zu weinen, sie weinte bei Tag und Nacht, wenn sie ihr Lager aufsuchte, rannen die Thränen über ihre Wangen, und wenn sie dasselbe verließ, war ihr Auge feucht. Es vergingen Jahre und Jahre und noch immer weinte Magdalena; der Thränenstrom war unstillbar. Die gelehrtesten Aerzte wurden gerufen, aber sie konnten nicht helfen; sie fanden, daß die Thränensäcke Magdalenens zerrissen waren und daß die Folge davon das unaufhörliche Weinen der Armen war. Und so wurde sie alt und saß immer weinend im Hause „zur goldenen Thräne", dem sie damals den Namen gegeben, als sie die erste Thräne in ihren schönen Augen entdeckt hatte. Hochbetagt saß sie in dem Lehnstuhle, ihre Füße waren gelähmt, ihr Gesicht zerknittert, ihre Schönheit, ihre Kraft gebrochen, sie hatte nur mehr Thränen, die unaufhaltsam liefen, ohne den treuen Willibald wieder zurückrufen zu können.

Am Palmsonntag krachte es über ihrem Haupte, das Haus „zur goldenen Thräne" wankte und stürzte zusammen und begrub die Aermste unter seinen Trümmern.

Der Fluch des Verstoßenen war in entsetzlicher Weise in Erfüllung gegangen.

— **Bauern-Compliment.** Bauer: Nu aber, Herr Pastor, hat Sie aber Ihr Herr Sohn scheene gepredigt; der hat Sie so eene scheene Aussprache und macht so viele Begebenheeten mit den Händen uff der Kanzel, daß mer allemal ganz gerührt wird. Mer han's schon oft in der Schenke gesagt: Wenn nur erst der Alte todt wäre, daß mer den Jungen zum Pastor kriegen könnten!

— **Es gibt Menschen**, die nie ihres Lebens froh werden; in der Jugend ärgert sie das kommende Alter, im Alter die entschwundene Jugend.

Der gute Fang.

Humoreske von W. Poeck.

Die Stadt Muckelwitz befand sich in großer Aufregung. Auf dem Rathhause dieses Ortes wehten zwei Fahnen. Sämmtliche Patrizierhäuser prangten im Schmucke frischgewaschener Gardinen. Sämmtliche unverheiratheten Töchter trugen eine nervöse Aufregung und helle Kleider zur Schau, sämmtliche Mütter derselben theilten die erstere und umwoben sie mit einem grünen Hoffnungsschimmer. — Warum?

Der Aufgeregteste und Eifrigste von allen Einwohnern aber war der Stadt erster und einzigster Polizeidiener, Herr Gottlieb Schnurr. Bereits des Morgens um acht stolzirte Herr Schnurr in Galauniform durch sämmtliche Straßen, runzelte die Brauen über alle sich breit machenden Pfützen, unterzog alle Rinnsteine einer peinlichen Ocularinspection und prüfte sorgsam, ob alle Hinterlassenschaften von Rind und Rößlein sorgfältig vom Pflaster getilgt seien. — Warum?

Weil der Mittagszug den neuen Herrn Bürgermeister bringen sollte!

Als Herr Schnurr den Bezirk der inneren Stadt genügend besichtigt hatte, lenkte er seine Schritte nach dem Bahnhofe. Auf dem einsamen Wege von dort her schritt ein Fremder der Stadt zu. Es war ein bürgerlich gekleideter Herr mit goldener Brille, breitem Schlapphut und üppigem, rothbraunen Vollbart.

Fremde waren seltene Artikel in Muckelwitz. Man wird es daher begreiflich finden, daß Herr Schnurr seine gespannteste Aufmerksamkeit auf den Nahenden richtete. Besonders der Schlapphut und der üppige Vollbart desselben erregten sein Interesse, denn die Leute in Muckelwitz trugen sämmtlich steife Hüte und gingen glattrasirt.

„Dieser Schlapphut und dieser Bart!" murmelte er. „Das ist verdächtig. Solche Schlapphüte und Bärte tragen nur Sozialdemokraten. Sollte dieser Mensch—"

Plötzlich stand der Fremde still. Er schien bestürzt. Dann wandte er sich und ging nach dem Bahnhof zurück. Er hielt seinen Kopf gebückt, seine Augen waren auf den Boden geheftet.

Des würdigen Polizeidieners Verdacht ward mit einem Schlage Gewißheit.

„Das ist ein Sozialdemokrat," murmelte er. „Der Kerl hat mich an der Uniform erkannt und scheut eine Begegnung. Donnerwetter, wenn ich das verdächtige Subjekt finge und entlarvte, was für Augen würde der neue Bürgermeister machen."

Und mit langen Schritten stelzte Gottlieb hinter dem Fremden her.

Plötzlich bückte sich derselbe, hob einen Gegenstand von der Erde auf, besah ihn und steckte ihn, anscheinend sehr vergnügt in die Tasche.

„Halt," sagte Gottlieb Schnurr, der den Fremden in diesem Moment einholte und eine Hand auf den Arm desselben legte, „Sie haben sich durch Ihr Benehmen sehr verdächtig gemacht. Als Sie mich kommen sahen, wandten Sie sich um und liefen spornstreichs zurück. Wer sind Sie und was wollen Sie hier?"

„Das geht Sie gar nichts an!" sagte der Fremde.

„Schön," entgegnete Gottlieb Schnurr, „das wird sich finden. Zweitens, was haben Sie soeben von der Erde aufgehoben?"

„Zum Henker, was kümmert Sie das?" entgegnete der Fremde.

„Sehr viel, versetzte Gottlieb Schnurr. „Sie haben soeben ein Portemonnaie gefunden. Sie sind verpflichtet, dasselbe der Polizei abzuliefern. Geben Sie das Portemonnaie heraus!"

„Fällt mir gar nicht ein," sagte der Fremde. „Ueberhaupt, ich weiß gar nicht —"

Aber Gottlieb Schnurr's Hand war bereits in die Hosentasche des Fremden gefahren und zog das corpus delicti daraus hervor.

„Mund halten," sagte er, „mitkommen! Sie sind ein Sozialdemokrat und Sozialdemokraten traue ich nicht! Wer weiß, wegen welches politischen Vergehens Sie verfolgt werden! Dazu gesellt sich das Vergehen des Funddiebstahls. Na, der Herr Polizei-Inspector wird Ihnen den Standpunkt schon klar machen."

„Funddiebstahl!" rief der Fremde erstaunt.

„Ja, ganz gewiß," versetzte Gottlieb Schnurr, „Sie haben's mir ja selbst eingestanden, daß Sie das Portemonnaie nicht abliefern wollten. Vorwärts, marsch, zum Rathhaus!"

„Lieber Freund," versetzte der Fremde lächelnd, „Sie irren sich. Ich —"

„Ihr lieber Freund bin ich nicht," sagte Gottlieb Schnurr barsch, „und ob ich mich irre, wird das Verhör lehren. Gehen Sie voran, damit ich Sie im Auge behalte."

Der Fremde fügte sich und schritt voran. Mit wichtiger Miene marschirte Gottlieb Schnurr hinterdrein. Aus allen Fenstern schauten neugierige Köpfe und ein langer Zug von Jungen gab Gottlieb Schnurr und seinem Opfer das Geleite.

Beide verschwanden in der Flügelthür des Rathhauses und betraten das Zimmer des Polizei-Inspectors. Gottlieb Schnurr trug seine Verdachtsmomente vor; der hohe Mann nickte mehrmals mit dem Kopf, schaute argwöhnisch auf den Fremden und fragte schließlich:

„Warum weigerten Sie sich, das Portemonnaie abzugeben?"

„Weil es mein eigenes Portemannaie ist, dessen Verlust ich noch rechtzeitig bemerkte, um mich mit Erfolg auf die Suche zu begeben. Das war auch der Grund, weswegen ich mich plötzlich umwandte und zurückging."

„Das klingt glaublich. Aber dennoch möchte ich Sie um Ihre Papiere bitten."

Mit feinem Lächeln reichte der Fremde dem Polizei-Inspector seine Visitenkarte.

Dieser las. Plötzlich erblaßte er. Auf seinen Zügen spiegelte sich namenloses Entsetzen.

„Schnurr!" schrie er. „Mensch, Esel, was haben Sie gemacht?"

Und mit zitternden Händen hielt er ihm die Karte vor die Nase.

Was stand darauf?

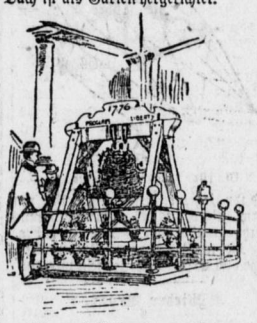
Dr. jur. M. Reinhard, Bürgermeister von Muckelwitz.

(Specialbrief.)

Klein-Amerika auf der „World's Fair".

Es wird jetzt eines nach dem anderen der Gebäude eingeweiht, welche im Nordosten des Weltausstellungs-Platzes in reizender Gruppirung beisammen liegen und die Hauptquartiere der zur amerikanischen Union gehörigen Staaten und Territorien darstellen. New York, Pennsylvanien, Jowa und Florida sind bereits im vorigen October mit der Einweihung vorangegangen, und die meisten anderen sind jetzt nachgefolgt. Daher ist ein Rundgang durch „Klein-Amerika" an der Zeit, welches auch für ausländische Besucher sicherlich vieles Fesselnde bietet. Fast alle Länder unserer großen Republik, soweit sie nicht etwa durch eine vorsintfluthliche Verfassung daran verhindert sind, haben sich hier ein mehr oder weniger auffallendes Heim geschaffen.

Das Gebäude des gastgebenden Staats Illinois mit seinem mächtigen, weithin leuchtenden vergoldeten Dom habe ich bereits bei früherer Gelegenheit dem Leser flüchtig vorgestellt. Es befindet sich in äußerst glücklicher Lage, gerade wo Wald und Teich sich berühren. Westlich davon liegt das im Stile allen californischen Missionshäuser erbaute Staatsgebäude von Californien, mit einem Thurm in der Mitte, welcher demjenigen der San Diego-Kirche nachgebildet ist. Ein hübscher Springbrunnen in dem offenen Parterre speit jeden Tag eine Stunde lang den schönsten californischen Wein; noch hübscher wäre es vielleicht, wenn das ganze besuchende Volk dort trinken könnte, wie weiland an dem Römerbrunnen in Frankfurt bei mittelalterlichen Kaiserkrönungen. Doch das Trinken versteht man bei uns noch nicht gut genug.... In dem Parterre befindet sich auch eine reizende Obstausstellung, und das Dach ist als Garten hergerichtet.



„Libe ty Bell" im Staatsgebäude von Pennsylvanien.

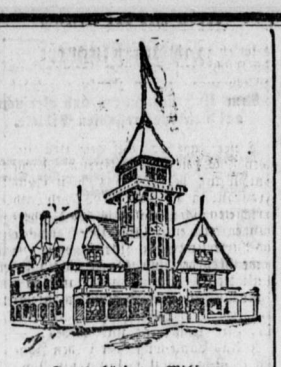
Der Staat Colorado hat ein elfenbeinfarbiges Häuschen im zierlichen Rococostil, mit zwei schlanken Thürmen. In merkwürdigem Contrast dazu steht das benachbarte „wildwestliche" Gebäude des Staates Washington: ein riesiges Blockhaus aus einheimischen Fichtenstämmen; vor dem Bau ragt 150 Fuß hoch ein riesiger Baumstamm empor, von welchem die amerikanische Bundesflagge weht. Im klassischen Stil, mit offenen Säulengängen, ist das Gebäude von Kentucky aufgeführt: ein luxuriöses Musterhaus eines reichen südlichen Sklavenhalters. Das stattlichste der Südstaaten-Gebäude ist aber das von Missouri, mit seinem Dom über dem Hauptportale, welchem kleinere Dome zur Seite stehen, und seiner an das Portal stoßenden Rotunde mit dem Mosaikboden.

Massachusetts.

Nahe dem Gestade des Michigansees liegt das höchst interessante, granitene Haus von Massachusetts, dessen Vorderseite dem östlichen Anbau des Kunstpalastes zugewendet ist. Alles erinnert hier an die Glanzzeit der alten behäbigen Holländer im Osten, sowie der Yankee-Kabeljau-Aristokratie. Der Vorhof an der Front und an der einen Seite ist mit Blumen geschmückt. Das Ganze ist eine Nachahmung des alten Hancock-Hauses, welches bis zum Jahre 1867 auf dem Beacon Hill in Boston stand.

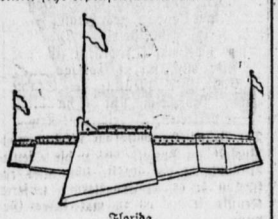
Virginien.

Nicht weit davon liegt Virginiens kleiner, wohlgefälliger Bau, im Colonialstil, mit Spitzdach, sowie der eigenthümliche Bau von Kansas in Gestalt eines Crucifixes (da kann man wirklich an das „blu ende Kansas" denken) und das seltsame Hauptquartier von Florida, eine Nachbildung des alten Indianerforts St. Marion.



Staatsgebäude von Michigan.

Michigans Staatsgebäude stellt ein großes Schweizerhaus dar, mit einem hervorragenden Aussichtsthurm als Mittelpunkt. Es ist drei Stockwerk hoch, und ohne besondere architektonische Eigenthümlichkeiten bildet es doch einen sehr repräsentablen Bau.



Florida.

Im Colonialstil ist auch das Staatsgebäude von Ohio gehalten, ein höchst vornehmer Bau mit einem prächtigen Haupteingang innerhalb eines halbkreisförmigen Säulenganges von 33 Fuß Höhe. Die großen Marmorsäulen, welche das Dach stützen, und die breiten, mit Glasmalereien gezierten Spiegelscheiben machen einen imposanten Eindruck. Allerliebst blickt das Gebäude von Wisconsin mit seinem rothen Schieferdache drein. Der gothische Bau von Indiana, mit seinen vielen Giebeln und Thürmen, ist ebenfalls als ein sehr gelungenes Werk zu bezeichnen; dasselbe ist aus Bedford-Stein und Fichtenholz kunstvoll gebaut.

Maryland.

Nach klassischem Vorbilde ist das Maryland-Haus gebaut, das sich vor Allem durch reichen Mauerschmuck auszeichnet. Auf dem Dach mit seiner Balustrade kann man sich gemächlich ergehen.

Das Minnesota-Haus ist in italienischem Renaissancestyl gehalten; in der Vorhalle steht ein Standbild, welches die schöne Sage von Minnehaha und Hiawatha darstellt; ein rothes Ziegeldach überdeckt das weiße Gebäude. Durch klassische Schönheit zeichnet sich auch das Nebraska-Gebäude, mit seinen korinthischen Säulengängen, aus. Sehr bemerkenswerth ist auch das Granitgebäude von Jowa, das allerdings eigentlich nur einen weiteren Ausbau eines schon längst im Jackson-Park stehenden Baues bildet; die Ecken des Schieferdaches sind mit kegelartigen Thürmen geziert, und auf dem Dache steht stolz ein gypsener Hirsch

Staatsgebäude von Pennsylvanien.

Es ließe sich noch allerlei über diese, allen möglichen „Geschmäckern" Rechnung tragende Gebäude und Pavillons erzählen. Doch die Stunde mahnt mich zum Aufbruch. Wer sich in diese Miniatur-Union noch mehr vertiefen will, — der möge selbst kommen. Ein ander Mal geht's wieder nach Groß-Amerika.

P. K.

Klage.

Isaak, habt Ihr eingenommen
Die Medicin, die ich verschrieb?
Also frug der Doctor Lenig,
Den Isaat Meschaunderieb.

Jo, ich hob' se eingenimmen,
Verehrtester Herr Doctor Lenig,
Gott, gekostet hat se sehr viel,
Aber g'holfen, Gott, wie — wenig.

— **Finanzgenie.** Herr (zu einem Gast): Und wieviel gibt man hier Trinkgeld. — Gast: Ja, nicht unter 50 Pfennig! — Herr (zur Kellnerin): Bringen Sie mir Käse und Butter. — Frau: Und mir ein kaltes Huhn! — Herr: Du bist wohl toll? — Frau: Gar nicht; ich werde doch nicht wegen Käse und Butter 50 Pfennig Trinkgeld bezahlen!

— Ja, so. Dame: Mein Bild soll eine Ueberraschung für meinen Mann sein. — Maler: Sehr wohl, gnädige Frau. — Dame: Nun bitte ich Sie, machen Sie es nicht gar zu ähnlich, damit er es etwa nicht gleich erkennt!

Amerikafieber.

Seit Monaten grassirt in Wien, lesen wir im dortigen Tagebl., ein förmliches Amerikafieber, das die seßhaftesten Leute ergriffen hat. Wo man geht und steht, klingt Einem das Wort „Chicago" in die Ohren und Projekte, von Leuten geschmiedet, die sonst für ernst gelten, schwirren nur so in der Luft herum. Auch kürzlich Abends hatten wir Gelegenheit, der Discussion über ein allerneuestes Amerikaproject beizuwohnen. Der Maler Kronstein, der ursprünglich den Plan für „Alt-Wien" in der Chicago-Ausstellung concipirt hatte, aber von einem capitalskräftigeren Concurrenten ausgestochen worden war, trägt sich nun mit dem neuerlichen Projekte, den Wiener Mehlmarkt von anno 1560 nach Amerika zu importiren und damit eine permanente Ausstellung von Erzeugnissen der heimischen kunstgewerblichen Industriezweige zu verbinden.

Herr Kronstein will nicht weniger als 40 Städte der Union bereisen und in jeder derselben ein halbes Jahr verweilen, was in Summa 20 Jahre macht — also eine ganz ansehnliche Zeit. Um sein neuestes Projekt auf eine entsprechende Basis zu stellen, strebt Maler Kronstein die Konstituirung einer, wie der etwas längliche Titel lautet, „Unternehmung für Exposition und Propagirung des Exports der österreichischen kunstgewerblichen Industriezweige" an, an deren Spitze ein „sehr vermögender amerikanischer Fabrikant, Herr Goldsmith, steht. An einem der letzten Abende fand sich nun in Tökes' Etablissement eine kleine Zahl von Interessenten ein, um über die Ausführung des Projekts zu diskutiren. Es wurden mehrere Reden gehalten, in welchen die Ueberzeugung zum Ausdrucke kam, daß die Transportirung des geplanten historischen Mehlmarktes nach Amerika der österreichischen Industrie und dem Wechselverkehre mit Amerika einen ganz ungeahnten Aufschwung geben werde, da alle maßgebenden Faktoren bisher in dieser Richtung eine ganz bedauerliche, man möchte fast sagen, Indolenz an den Tag gelegt hätten. Die Versammlung hörte, widersprach nicht und klatschte Beifall. Nun fehlt dem neuesten Projekte nur noch, daß es nicht — Projekt bleibt.

„Tantchen, ist es wahr, daß Du durch die Wand gehen kannst?"

„Aber Hänschen, wie kommst Du darauf?"

„Na, Papa sagt doch, Du wärst 'ne alte Schraube!"

Mutter: „An jenem Tisch dort, wo der einzelne Herr sitzt, nehmen wir Platz .."

Tochter: „Warum gerade dort?"

Mutter: „Der Mann hat so etwas Heirathsfähiges!"

„Feurig wie dieser Champagner ist meine Liebe zu Ihnen, Theuerste!"

„So, — der hat aber keinen Schaum mehr!"

— **Umgangen.** Arzt: Ich habe Ihnen doch streng angesagt, daß Sie keinen Tropfen Schnaps mehr trinken dürfen, außer wenn Sie an Verdauungsstörungen leiden. Patient: Das weiß ich, deshalb hab' ich auch gleich soviel gegessen, daß ich en' verdorbenen Magen gekriegt hab'! —

— **Die verliebte Köchin.** Mali: „Warum kaufst Du denn jetzt auf dem Markt so viel Petersilie?" Cenzi: „Ach, Er — heißt Peter!"

Kuriosa aus dem Berliner Gerichtssaal.

Der Herr mit dem Lorbeerkranz.

Es ist schmerzlich, einen Mann, der noch vor Kurzem zahlreiche Enthauptungen mit einer solchen Eleganz vollzog, daß er die Zuschauer zur Bewunderung hinriß, — einen Mann, der würdigen Bürgern Mäuse aus der Nase zog und im Handumdrehen einen Kanarienvogel in ein Stachelschwein verwandelte, unter der Beschuldigung des Betruges auf der Anklagebank zu sehen. Herr Eduard Brinkmeyer — so nennt sich der Mann, der, wie er sagt, durch den Neid der Götter in diese fatale Lage gekommen ist — soll sich der Zechprellerei schuldig gemacht haben. Herr B. ist groß, hager, mit einem verwitterten Gesicht, das von einem glänzend schwarzen Schnurrbart geziert wird. Er trägt einen etwas bunt zusammengesetzten Anzug und zeigt in seinen Bewegungen eine Würde, deren sich ein Grand-Seigneur nicht zu schämen brauchte.

Vors.: Sie bestreiten nicht, daß Sie vollständig mittellos waren, als Sie sich bei dem Restaurateur W. einquartirten?

Angekl.: Gestatten Sie mir die Bemerkung, Herr Präsident, daß ein Künstler meines Ranges niemals mittellos ist. Ein Mann, dessen ganze Laufbahn, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein einziger Triumphzug war; ein Mann, dem vom russischen Hofe ein Lorbeerkranz gewidmet wurde; ein Künstler, der die Ehre hatte, einer Kammerfrau Ihrer Durchlaucht, der Fürstin von Hohenlohe....

Vors.: Holen Sie nur nicht so weit aus.

Angekl.: ....Dukaten aus der Nase ziehen zu dürfen, alte, seltene Dukaten....

Vors.: Nun lassen Sie das aber mal gut sein und antworten Sie nur auf meine Fragen. Waren Sie mittellos?

Angekl.: Ich meine, daß davon nicht gut die Rede sein kann, wenn man sich hoher Verbindungen erfreut und zudem Meister in einer Kunst ist, die ihren Mann nährt. Es ist richtig, man kann in vorübergehende Verlegenheiten gerathen, wenn unser Bankhaus seine Zahlungen einstellt, wenn unser Kassirer durchgeht, oder wenn wir das Opfer eines räuberischen Ueberfalls werden...

Vors.: Aber da Ihnen nichts von alledem passirt ist.

Angekl.: Gewiß, ich bin in der That von meinem Kassirer betrogen worden, nachdem ich im Eulengebirge eine Reihe der glänzendsten Triumphe gefeiert und eine reichliche Ernte gehalten hatte. Aber war ich deshalb mittellos? Ist gleißendes Gold oder blitzendes Silber allein das, was wir Kapital nennen? Als Schiller seine Räuber im stillverschwiegenen Busen trug und noch keine Zeile geschrieben hatte, war er da nicht schon im Besitze eines unermeßlichen Schatzes? — eines Schatzes freilich, auf den ihm keine Krämerseele fünf Silbergroschen gepumpt hätte. Aber ist unser Zeitalter nicht ein anderes? Steht unser Volk noch auf jener niederen Stufe der Gesittung, die in den Worten ihre Kennzeichnung findet: Unser erst Gefühl sei preußisch Kurant? Nein, meine Herren, da denke ich größer, edler, idealer....

Vors.: Nichtsdestoweniger müssen Sie sich an den Gedanken zu gewöhnen suchen, daß man hierzulande nur dann zechen darf, wenn man über die erforderlichen Mittel verfügt.

Angekl.: O, ich kenne das, es ist dies der Gedanke, den Scheffel in den Worten zum Ausdruck gebracht hat: Im schwarzen Walfisch zu Askalon wird kein Prophet geehrt, und wer vergnügt dort leben will, zahlt baar, was er verzehrt. Meine Herren, ich kenne diese Sentenz, und ich muß sagen, daß ich sie bis zu einem gewissen Grade anerkenne. Aber, meine Herren, Sie erinnern sich, daß die alten Germanen Derartiges nicht kannten, daß sie gastfrei waren....

Vors.: Nun hören Sie aber auf, sonst muß ich Ihnen das Wort entziehen. Es ist nicht zulässig, daß Sie sich durch solche weit abliegende Erörterungen um die Sache herumzudrücken suchen.

Angekl.: Das ist gewiß nicht meine Absicht, sondern ich wollte nur meine wissenschaftliche und moralische Ueberzeugung zum Ausdruck bringen. Wenn ich hierin zu weit gegangen und in den Ton einer gelehrten Deduktion verfallen sein sollte, so bitte ich um Verzeihung. Aber ich sagte bereits, daß ich jenen Grundsatz in gewisser Beziehung anerkenne, und ich schließe hieran die Behauptung, daß ich nicht mittellos war, insofern nicht, als ich meine Kunst besaß, die ich gut und gern mit etwa Fünfzigtausend M. bewerthen kann. Ich darf also sagen, in gewissem Sinne bin ich Kapitalist, ebenso wie Goethe im Besitze seines Faust reicher war, als alle Millionäre der Erde zusammengenommen.

Vor.: Aber außer Ihrer Kunst besaßen Sie eben nichts?

Angekl.: Einen Lorbeerkranz...

Vors.: Dafür pflegt man aber nicht viel zu geben.

Angekl.: Im Leihamt wohl nicht, aber ich bot ihn dem Wirth als Pfand an, gewissermaßen als Unterpfand meiner künstlerischen Ehre.

Zu seinem Leidwesen muß Herr B. erfahren, daß man hier Lorbeerkränze nicht als vollwerthige Tauschmittel ansieht; er wurde zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt, die nicht durch die Untersuchungshaft als verbüßt erachtet werden.

— **Zwei Pünktliche.** Frau: „Das muß ich sagen, mein Mann ist wie die Uhr. — Punkt sieben Uhr kommt er nach Hause!" — Freundin: „Dann ist meiner auch wie die Uhr — der geht Punkt sieben Uhr in's Wirthshaus!"